

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 3945a) vierteljährlich mit der „Neuen Welt“ 2.25 Mk., für 2 Monate 1.50 Mk., für 1 Monat 75 Pfg. zzgl. Bestellgeld.

Redaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 26. Oktober.

Die Stellung der Socialdemokratie zur Religion ist seit dem Bestehen einer socialistischen Volksbewegung stets ein Gegenstand des vornehmsten Interesses für die Parteigenossen gewesen. Und waren es ursprünglich fast ausschließlich religionsfeindliche Bestrebungen, die neben dem politischen und wirtschaftlichen Aufklärungs- und Befreiungskampfe in der Partei herrschend waren, so ist in neuerer Zeit unzweifelhaft eine Klärung erfolgt in der Richtung zu völliger Neutralität der Partei als solcher gegenüber den Fragen der religiösen Weltanschauung. Der Gegensatz vieler und gerade der hervorragendsten Vorkämpfer unserer Partei gegen die herrschenden Religionen erklärt sich schon leicht aus der Thatsache, daß es in der Regel auf der gleichen Gesichtsrichtung und Anlage beruht, wenn ein Mensch sich kritisch und revolutionär den bestehenden, die Gesellschaft beherrschenden Mächten gegenüberstellt, gesehe dies nun auf politischem, wirtschaftlichem oder auf sittlichem und religiösem Gebiete. Dazu kommt die Erkenntnis, der sich niemand verschließen kann, daß die Kirchen, die staatlich organisierten und begünstigten Religionsgemeinschaften aller Art es bisher stets und überall mit den Mächtigen und Herrschenden gehalten, das Volk aber mit kleinlichen Mitteln und Verströbungen abgespeist haben. Vernimmt man von der Kanzel eine Predigt gegen die Freiheitsbewegung, der man mit ganzer Seele und aus heiligster Ueberzeugung zugethan ist, sieht man den Geistlichen, der so streng und selbstgerecht die Sünden der Armen vornimmt, über die Laster und Fehler der Reichen den Mantel der Liebe breiten, hört man die Prediger des Friedens in den einzelnen Ländern den Völkerverhaß schüren und den Segen Gottes auf die verschiedenen, feindseligen Völker erlassen: so ist es begreiflich, wie sich hier ein Gefühl der Abneigung, ein durchaus feindseliger Gegensatz entwickeln mag. Und „eines ist ganz eigentümlich," sagt Theodor von Wächter, der christliche Theolog, der ob seiner socialdemokratischen Gesinnung vom Amt der Staatskirche ausgeschlossen wurde, „während im heutigen Klassenkampf so viele „christlich-social“ Pfarrer den christlichen Arbeitern sagen: ihr dürft nicht in Einem Verband gemeinsam kämpfen mit den atheisistischen Arbeitern, ihr müßt eigene christliche Verbände gründen, sagen sie dies niemals den Arbeitsherrn, wo diese Verbände unter sich gründen. So hat man jetzt einen christlichen Bergarbeiterverband in Westfalen gegründet mit der ausgesprochenen Absicht, daß er ein Kampfbund zum Schutz gegen die Uebermacht der Unternehmer

sein soll. Diese Unternehmer selbst aber haben schon längst unter sich einen Unternehmerbund geschlossen, das Rheinisch-Westfälische Kohlenyndikat. Da sind katholische und evangelische Bergwerksherrn mit jüdischen und religionslosen in Einem Bund, und es fällt keinem jener katholischen und evangelischen Pfarrer ein, gleichwie dem christlichen Arbeiter auch dem christlichen Unternehmer zu sagen: Die Christen dürfen nicht mit den Atheisten gemeinsam arbeiten in Einem Verband!“ Mit Einem Wort: die bestehenden Kirchen, christliche und jüdische staatlich begünstigte Religionsgemeinschaften, stehen in scharfem Gegensatz zu den socialen wie auch zu den geistlichen Freiheitsbestrebungen unserer Zeit, und es ist sehr begreiflich, daß von beiden Seiten der Unterdrückten und mit allen Waffen Bekämpften ein bitteres Gefühl des Gegensatzes auskommen mußte.

Aber die Kirche ist nicht die Religion. Es sind jederzeit die ernstesten religiösen Gemüther gewesen, die außerhalb der Staatskirche Zustucht für ihr inneres Leben und Streben suchen mußten. Hohepriester und Pharisäer, was immer sie trennen mochte: immer waren sie einig im Kampfe gegen die großen religiösen Naturen: von den Propheten und Jesus Christus bis auf unsere Zeit, wo freilich viele aus religiöser Empfindung sich von jeder positiven Religion abgetrennt haben. Und ist die Kirche nicht die Religion, so kann der Gegensatz zur Kirche nicht zugleich den Gegensatz zur Religion bedeuten. Steht es doch bei vielen wahrhaft religiösen Menschen fest, daß die Veräußerlichung, Verweltlichung der Religion in den Kirchengemeinschaften geradezu für die religiöse Entwicklung verderblich sei. Die Religion aber ist eine Angelegenheit des Gewissens, des allerpersönlichsten Empfindens, die nicht auf den Markt gehört und die von Seiten des politischen Kampfes als anherhalb stehend zu betrachten ist. Der Socialismus ist eine Wirtschaftsauffassung mit bestimmter sittlicher Grundlage. Wie auf dieser Grundlage nun neben den wirtschafts-politischen Bestrebungen sich andere, theoretische oder religiös-gemüthliche Weltanschauungen bilden: das steht auf einem Gebiete, das von der Politik und der praktisch geschichtlichen Aufgabe, die wir zu lösen haben, entfernt ist.

Und wie begründet man vom socialistischen Standpunkt aus einen Gegensatz zur Religion? Die Unterdrückung abweichender Meinungen ist Schuld, nicht der Religion, sondern der organisierten Kirche, und die Pfaffen der neuen atheisistischen Kirche geben denen anderer nichts nach. Das Gefühl der Unwürdigkeit, der Zufriedenheit auch mit den unwürdigsten Zuständen: auch das ruht nicht auf der Religion als solcher, sondern auf der vielhundert-

jährigen politischen und socialen Unterdrückung. Die christliche Religion hat sich häufig genug als eine streltende, feurige Religion erwiesen, der man daher die Schuld an der feigen Knechtseligkeit nicht zuschieben darf. Und steht man auf dem Standpunkte, der zweifellos wissenschaftlich und tiefinnig ist: daß die Religion die Widerspiegelung der wirtschaftlichen Verhältnisse sei, demnach mit einer socialistischen Ordnung, die keine Herrschaft und keine Abhängigkeit von dunklen Gewalten kennt, verschwinden müsse, so hat es gewiß keinen Sinn, innerhalb der bestehenden, die Religion bedingenden Ordnung eine antireligiöse Propaganda zu machen und die socialpolitische Bewegung durch Verquickung mit Gewissenskämpfen zu hemmen. Freiheit des Denkens, Freiheit jeder sittlichen Vethätigung: das ist einer der Grundsätze der Socialdemokratie. Deshalb können Anhänger aller religiösen Auffassungen, denen es ernst ist mit der wirtschaftlichen und politischen Befreiung, in ihr Platz finden. Wir verwerfen die Staatskirche. Wir wollen die Schule vom zwangsmäßigen Religionsunterricht entlasten. Wir bekämpfen jeden Mißbrauch der Religion zu politischen Herrschaftszwecken: Aber wir schulden volle Freiheit denen, die sich zur Religion, welche es auch sei, bekennen. Wir können die Kämpfer, die neben ihren socialdemokratischen auch religiöse Ideale vertreten, ruhig und ehrlich als vollberechtigte Genossen begrüßen. Das ist der Standpunkt unseres Programms, und an dem wird die Partei festhalten. „So gut die christlichen, jüdischen und religionsfeindlichen Vertreter der heutigen Herrschaftsordnung gemeinsam kämpfen können für ihre geistliche und weltliche Herrschaft, so gut können auch die religiösen und religionsfeindlichen Proletarier aller Welten und Weltanschauungen, unbeschadet des gegenseitigen Geisteskampfes in religiösen Fragen, zusammenhalten im gemeinsamen Wettkampf für der Menschheit wirtschaftliche, politische und geistige Freiheit.“

Politische Uebersicht.

Ein scharfer Gegensatz in der Frage der Bekämpfung des Unsturzes hat offenbar zwischen dem Reichskanzler Caprivi und dem preussischen Ministerpräsidenten Eulenburg bestanden. Nicht im Princip: beide wollen in Würdigung der Ohnmacht im geistigen Kampfe mit den Mitleiden des Zwanges und der Rechtsungleichheit die Socialdemokratie niederwerfen. Nur in den Mitteln und im Umfange der Maßnahmen wichen sie voneinander ab. Einweilen hat Graf Eulenburg nach-

* Theodor v. Wächter: Die Stellung der Socialdemokratie zur Religion. Verlag des Sonntagsblattes für freien Geistesaus-tausch, Stuttgart.

Seuilleton.

28]

Rothenburger Tage.

Eine Geschichte aus stürmischer Zeit. Von Wilhelm Bloß.

Fromin von Hutten, des berühmten Ulrichs Vetter und des Erzbischofs von Mainz, „ungläubiger Hofmeister“, geächtet als Bundesgenosse des Sickingen, ward, aus der Verbannung heimgekehrt, ein blutdürstiger Rächer und Vorfolger der Bauern; Sebastian von Rotenhan verteidigte den Frauenberg.

Im Schlosse lagen zweihundertvierundvierzig Mann, darunter viele Domherren und Hofleute, die, des Waffendienstes ungewohnt, vor dem ungeheuren Kriegslärm erschrakten, der um die Feste tobte und brauste. Unnützlich sahen sie den Main hinauf und hinab, gen Mittag und gen Mitternacht den Himmel gerbet; zuweilen sahen sie die Lothe in nächster Nähe empor schlagen. Das waren die Feuerzeichen der brennenden Schlösser und Klöster, die von den Bauern zerstört oder, wie sie sagten, „gen Himmel geschickt“ wurden. Die ganze alte Herrlichkeit schien in Flammen aufzugehen und in Schutt und Asche zu versinken. Tausendjährig Unrecht, frevelhafter Mutwille ward gebüßt und bestraft und die Rächer trieben es oft so arg wie die Ursächer, denn die Tyrannei der Herren hatte dafür gesorgt, daß kein zartfühlend Geschlecht hatte erwachsen mögen.

Da wollte der Befagung auf dem Schlosse manchmal der Mut entsinken, allein Sebastian von Rotenhan hielt sie aufrecht. Er vertrittete auf die vom Bischof zugelegte Kasse. Die Befaguna teilte er in Rotten ein und gab ihnen

Hauptleute. Die Verteidigung des Schlosses richtete er eilig und mit großer Kriegserfahrung ein. Da war noch bezeiten Wasser, Wein, Holz, Speck, Eier, Butter, Käse, Mehl, gedbrtes Fleisch und allerlei für Nahrung und Nahrung herbeigeschafft worden; auch Betten für die Befagung. Dann ward eine Pulvermühle gebaut. Umgehauen wurden die schönen alten Bäume im Lustgarten und Ballis-faden errichtet. In die Mauern wurden viel Schießarten gebrochen, denn Zimmerleute und Wallerer waren da.

So trogte die mächtige Feste dem Sturme des Jahres 1525 und die Brandung der gewaltigen Erhebung der Franken stetig vergeblich an ihren Mauern empor.

Da erprobten beide Teile erst ihre List vor dem Kampfe und die im Schlosse entandene Einte der Ihrigen in die Stadt, um zu unterhandeln. Sie kamen hinab in den grünen Baum; allda saßen die Hauptleute der Bauern, Jakob Köhl, Georg Meßler, Götz von Berkingen, Florian Geher und der Bauernrat. Die Gesandten erboten sich, die Befagung wolle die zwölf Artikel der Bauernschaft annehmen und der Bischof werde desgleichen thun; man solle aber die Feindseligkeiten einstellen, bis sie dem Bischof die zwölf Artikel überhandt und von ihm Bescheid bekommen hätten. Damit wollten sie Zeit gewinnen. Herr Florian durchschante sie: „Wir haben die Sache so angefangen, daß ein jeder Fürst diesen Tanz vor seiner Thür haben soll; darum keiner dem anderen zu Hilfe kommen mag.“

Er wollte sie einschüchtern, um sie zu einem günstigen Vertrag zu stimmen. Denn er wollte sobald als möglich dem Stillliegen des Volksherees vor dem Schlosse ein Ende machen; das müßte, so meinte er, zum Verderben führen. Er wollte auf Nürnberg ziehen und an dieser mächtigen Stadt der Volksache einen Rückhalt gewinnen.

Aber die Würzburger wollten das Schloß zerstört wissen

und hatten die vom Gäu und die Taubertaler für sich gewonnen. Jakob Köhl, der Hauptmann, und Bernhard Dubenleben, der Pfarrer von Mergentheim, sprachen dafür, man solle keinen Vertrag schließen, ohne daß das Schloß zur Zerstörung sei übergeben. Götz von Berkingen beklagte, daß man dem Bischof nicht ein einzig Haus lassen wollte; Florian Geher aber geriet in Zorn und meinte, wenn er derer, so vom Gäu wären, und der Taubertalischen geschwunden Sinn gewußt, so hätte er sie zuvor lassen erlöchen werden, ehe er zu ihnen kommen wäre, denn er sähe wohl, das sei des Teufels Bruderschaft und nicht dem Evangelio gemäß. Es solle auch kein Pfaff im Rate sitzen, denn der von Mergentheim habe die Würzburger in ihrem Vorhaben bestärkt und den Vertrag verhindert.

Darauf ward denn auch der Pfaff von Mergentheim zornig und schrie, man solle keinem Edelmann getrauen. Herr Florian schwieg voll Verachtung.

So aber kam kein Vertrag zu stande; das große Heer blieb zu Würzburg liegen.

Da ging es lustig zu in der alten behaglichen Stadt, auf deren Nebenhügeln ein so edler Wein wächst; die Bauern ließen sich wohl sein und die Bürger hätten sich wohl von selbst eingeredet, daß sie frei seien vom bischöflichen Joch, wäre nicht ab und zu vom Schloß eine Stöckel-kugel herabgekommen und hätte daran erinnert, daß dort oben noch ein mächtiger Feind saß. Zuweilen zogen die Bürger mit Trommeln und Pfeisen, als ging's zu einer Schlacht, vor die Pfassenhäuser und räumten die Keller aus. Da hatte man so viel Wein zu trinken, wie nie zuvor. Aber damit wuchs auch der Uebermut und Mutwillen der Bürger und es ward ein großer Unfug verübt, also daß Herr Florian ergrimnte. Er war den Stadthäusern ohnehin nicht gewogen, denn er konnte ihre Unbeständigkeit. Darum